

mit Gefangenen, Gefährdeten und verein-
samten alten Menschen, mit Randgruppen
und Minderheiten, um gemeinsam mit die-
sen ihre physische, geistige und geistliche
Lebenssituation zu verbessern, neue Hoff-
nung und Lebenssinn zu vermitteln.

Bei allen Verirrungen, Abweichungen, Um-
wegen, die es in der Geschichte heute gibt
und auch in Zukunft geben wird, wird dar-
in doch das Eigentliche des Diakonats deut-
lich: Der Diakon ist vor allem da, um mit-
ten in der Welt, in der Gemeinde und als
Mitarbeiter des einen gegliederten Amtes
der Kirche den konkreten, niederen Dienst
der Diakonie Jesu Christi praktisch zu tun,
Zeichen und Werkzeug dieser Diakonie Je-
su Christi zu sein. Keineswegs als einer,
der hierin ein Privileg für sich sieht, viel-
mehr als einer, der dies durch sein Tun und
sein Leben bezeugt und andere befähigt.

Liebe, die befreit

Fragen wir uns zum Abschluß nochein-
mal: Wo sind wir auf diesem Weg ge-
blieben? Möchten wir verzagen oder um-
kehren, lassen wir uns vom Wort der
Schrift aufrichten: Erhebe das Haupt, das
Reich Gottes ist nahe. Freuet euch, noch-
einmal sage ich euch, freuet euch, denn der
Herr ist nahe. Sorget nicht ängstlich, laßt
alle Menschen eure Güte erfahren. Unsere
Berufung zum Diakonatsamt ist Mit- und Nach-
vollzug der Sendung Jesu Christi, seiner
Diakonia. Er ist der einzige und wahre
Diakon. Urquell und Ziel seiner Diakonie
ist die Liebe Gottes, seines Vaters. Er wird
unsere schwachen Schritte stützen. Es
kommt nicht darauf an, wieviel wir tun,
sondern mit wieviel Liebe wir es tun. Vor
allem aber, ob wir die Ärmsten suchen. —
Wir brauchen sie nicht zu suchen! Wir
brauchen nur dort, wo wir sind, die Augen
zu öffnen, wir werden sie sehen: in der ei-
genen Familie, im eigenen Haus, an der Ar-
beitsstätte, im Dienst als Diakon, auf den
Straßen und an den Ecken und Zäunen. La-
den wir sie ein, die müde und beladen sind,
zu uns zu kommen, gehen wir mit ihnen,
das ist vielleicht die Voraussetzung, daß
sie wieder zu sich selber und zu Gott fin-
den können. Denn Jesus hat keine anderen
Hände und Füße als die unseren.

Praxis

Gotthard Richter

Seelsorgeteam und Gemeindeverant- wortung

Aus der Diaspora-Pfarrei
Frankfurt/Oder

1. Die Situation der Pfarrgemeinde

Frankfurt/Oder, Bezirksstadt an der
Staatsgrenze der DDR zur Volksrepublik
Polen: unter den 80.000 Einwohnern gibt
es etwa 2.900 Katholiken. Einige hundert
kommen noch aus den umliegenden 20 bis
30 Dörfern hinzu, aus einem Umkreis bis
zu 30 km von der Stadt entfernt — ins-
gesamt also etwa 2,7% der Bevölkerung (in
der DDR gibt es heute um die 1 Million
Katholiken, etwas weniger als 7% der Ge-
samtbevölkerung; darin sind katholische
Gebiete wie das Eichsfeld und die Sorbei
einbezogen). Wer dazugehören will, muß
sich schon selbst melden, denn staatlicher-
seits wird die Konfession nicht erfragt. We-
gen der Kirchensteuer tritt niemand aus,
sie wird nicht eingeklagt, sondern muß
nach einem Schlüssel von jedem freiwillig
entrichtet werden. Heute ist Frankfurt Gar-
nisonstadt wie früher, wenn nun auch vor
allem russisches Quartier. Wie früher gibt
es mäßig Industrie, viel Reichsbahn und
Verwaltung. Die Mitte der Stadt bildet die
neugotische katholische Kirche mit einem
triumphalistischen Turm von 84 Metern.
Zur Pfarrei gehören oder es werden von
ihr verwaltet: ein Altersheim mit 50 Plät-
zen, ein Kindergarten mit 60, das Maxi-
milian-Kolbe-Gemeindehaus, das in den
letzten Jahren durch die Eigeninitiative
der Gemeindeglieder errichtet wurde.
Zum inneren Seelsorgeteam gehören: eine
bei uns immer noch Seelsorghelferin ge-
nannte Frau als Volltheologin (in der DDR
allerdings eine Ausnahme, da Laien kaum
Theologie studieren können), drei Priester,
Pfarrsekretärin und Fürsorger, der auch
im Dekanat beschäftigt ist. Das ist we-
sentlich mehr als für DDR-Verhältnisse

sonst üblich, da wir in einer Priestergemeinschaft, dem Oratorium des Philipp Neri, zusammen leben, ohne Haushälterin, und auch überpfarrliche Aufgaben wahrnehmen. Zu neun Sonntagsgottesdiensten, für die sich in den Außenstationen acht verheiratete „Diakonatsshelfer“ (gibt es nur in der DDR und sind nicht geweiht; es gibt allerdings auch ständige Diakone) reihum zur Verfügung stellen, kommen etwa 860 Gemeindemitglieder. In der kleinsten der fünf Außengemeinden sind es 10. Von Überalterung kann man nicht sprechen: es gibt Zuzüge und jährlich etwa 25 Taufen, 30 bis 40 Beerdigungen, 183 Schüler kommen regelmäßig zur Katechese (einen Religionsunterricht in der Schule gibt es in der DDR nicht), die dazu auch in die Stadt fahren. Das Kirchensteueraufkommen ist noch steigend und liegt derzeit über 60.000 Mark. Etwa 90% der Frauen sind berufstätig.

2. Vom patriarchalischen zum demokratischen Leitungsstil

Mein Vorgänger war Marinepfarrer, Prälat und Patriarch, über 30 Jahre hin stand er der Gemeinde vor. Ein neuer Leitungsstil konnte also nur vorsichtig eingeführt werden. Dazu kam, daß man sich ja erst einmal selbst von den jüngeren Mitbrüdern und Mitarbeitern umerziehen lassen mußte. Und sicher beklagen auch heute noch manche in der Gemeinde die entschwundene Bezugsperson und den Wandel des Priesterbildes. Dafür reden sie dann etwas dialoggefärbt von „unsere Pfarrers“. Aber was nach innen schwierig ist, ist es nicht minder auch nach außen: als Mitglied der Pastoralssynode in der DDR gab ich als Tätigkeit „Pfarramtsleiter“ an, was neben Kopfschütteln auch zu bissigen Kommentaren führte. Und doch war das ein, vielleicht ungekonnter Ausdruck für die Art und Weise der Zusammenarbeit bei uns.

Die Pfarrkonferenz

Jeden Mittwoch trifft sich nach Vesper und Eucharistiefeyer die sogenannte Pfarrkonferenz: Seelsorgshelferin, Fürsorger,

Kantor, die Priester, dazu fallweise Mitglieder des Pfarrgemeinderates. Sie haben unter sich eine Ressortverteilung vorgenommen, für die sie selbstverantwortlich, weisungsberechtigt und rechenschaftspflichtig sind, also etwa: Liturgie, Soziales, Gemeindekatechese, Kinderseelsorge, Jugendarbeit, Verwaltung. Der ominöse „Pfarramtsleiter“ hat dabei unter anderem die Aufgabe der Koordination. Er muß zuschauen, daß nichts durch die Maschen fällt. Dem Bischof wie den staatlichen Stellen gegenüber ist er der bestallte Pfarrer. Im Inneren hat er fest umrissene Aufgaben, muß sich ansonsten aber sachbezogen ein- und unterordnen. Entscheidungen kommen durch Mehrheitsbeschlüsse zustande. Und wir sind — von gelegentlichen Pannen abgesehen — dabei ganz gut gefahren. Ein unschätzbare Vorteil dieser Aufteilung: jeder der Mitarbeiter hat seinen von allen respektierten Platz. Er muß nicht auch da noch nach seiner Identität suchen. Und wir denken: Nur wenn man in der Runde der Hauptamtlichen diesen Stil der Eigen- und Mitverantwortung führt, kann man Gleiches im Raum der übrigen Gemeinde erhoffen. Eine gewisse Kontinuität der Mitarbeiter erleichtert solches Arbeiten erheblich.

Die Pfarrkonferenz hat normalerweise zwei Teile: Rückblick und Vorausschau sowie ein Thema, also ein längeres thematisches Gespräch über Seelsorgsfragen. Wenn die Termine zu sehr drängen, müssen wir für letzteres schon einmal eine eigene Runde ansetzen. Die Themen dazu kommen aus der ein- bis zweitägigen Klausurtagung am Ende oder Anfang des Seelsorgejahres. Sie kommen von den Mitarbeitern oder eben von „außen“, von der jährlichen Pfarrversammlung oder aus dem Pfarrgemeinderat.

Der Pfarrgemeinderat

Das ist ein bisweilen recht munteres Gremium, das — von ungefähr 600 Gemeindemitgliedern gewählt — etwa alle vier Wochen zusammenkommt, dabei nie alle anstehenden Fragen bewältigt, öfter zeitlich begrenzte Kommissionen einsetzt und ganz sicher noch immer zu wenig im Be-

wußtsein der Gemeinde verankert ist. Der Gemeinderat nimmt dabei die Hauptamtlichen ganz schön ran. Wie man auf die Idee kommen kann, daß Räte die Arbeit in der Gemeinde behindern oder belasten, ist uns unverständlich — unbequeme Fragen können sie allerdings stellen. Anfangs war das eine mühevoll Arbeit, mit Rückschlägen, ein jahrelanger Prozeß. Aber nachdem genügend Selbstbewußtsein geweckt und die Scheu vor dem Amt in der Gemeinde überwunden war, gibt es eigentlich nur noch Grund zur Dankbarkeit. Daß solch ein Rat dann natürlich auch den Amtsträgern in der Diözese unbequem werden kann, das haben wir zur Genüge erfahren. Wahrscheinlich ist der Gemeinderat eine der wenigen wirklich nach vorn weisenden Neuerungen von offizieller kirchlicher Seite in unserer Zeit.

Die Gemeindeverantwortung

„Aber die Gemeindegeldverwaltung braucht eine größere Basis.“ Unvorsichtigerweise ist mir in einem Pfarrbrief diese untheologische Formulierung entschlüpft. Aber es stimmt doch, wenn ich die Synodentexte recht interpretiere*. Was allen anvertraut ist, muß auch von allen mitverantwortet werden. Und in der Fortschreibung des Gleichnisses von den Talenten (Mt 25, 14—30) wird man sagen dürfen: Der kostbarste Schatz, den uns Jesus anvertraut hat, ist seine Gemeinde. Und wenn auch nur er die Garantie des Durchtragens über den Tod hinaus übernommen hat und übernehmen kann — die Verantwortung vor Ort hat er der Gemeinde übertragen. Dazu gibt er seine Gaben, verschiedene, keinem alles, niemandem nichts. Der Streit um Demokratie oder nicht scheint mir hier müßig und unfruchtbar. Vielleicht müßte und könnte man um demokratische Spielregeln streiten.

Kein theologisches Datum jedenfalls muß verlorengehen, wenn der Priester wieder in das Glied zurücktritt. Denn wenn ich den Satz des Thessalonicherbriefes: „Erkennt die an, die euch im Herrn vorstehen“ (1 Thess 5, 12) auf unsere Gemeinde

* Konzil und Diaspora. Die Beschlüsse der Pastoral-synode der kath. Kirche in der DDR, Berlin-West 1977.

anwende, dann bitte ich doch nicht nur darum, daß sie mich anerkennen, sondern dann erkenne ich auch den Vorsitzenden des Pfarrgemeinderates und die leitende Frau der Elisabethkonferenz, die Chefin des Kindergartens und den Leiter des Altersheimes und jeden, wer immer einen Dienst ausführt, als jemanden an, „der im Herrn vorsteht“. Und ich bitte die anderen, daß sie Gleiches tun. Und noch nie habe ich erlebt, daß irgendjemand schwerwiegende Bedenken, die ich von meinem Amt her vorbringen mußte, einfach in den Wind geschlagen hat, wenn ich sie hinreichend begründen konnte. Herrschaft darf es ja ohnehin nicht in der Kirche geben, nur Bruderschaft und geistliche Autorität, geistliche Mitverantwortung vor allem — diese aber ist ein anderer Name für Liebe. Natürlich ist dieser Weg nicht risikolos. Aber ich kann mir nicht helfen: der mit dem einen Talent ist doch wohl deswegen dem Urteil verfallen, weil er eben dieses Risiko gescheut hat (Mt 25, 24—30).

3. Probleme in der Praxis

Mitverantwortung ist ein Thema mit Variationen. Wir sind keine Musterpfarrei geworden, es wird weiter mit Wasser gekocht. Die Mitverantwortung bringt viele neue Schwierigkeiten, auch neue Anforderungen mit sich: der Pfarrer hat die Sache nicht mehr einfachhin im Griff, verliert auch schon einmal den Überblick. Selbst im Kreis der engsten Mitarbeiter braucht es mehr Zeit zur Information, mehr Disziplin gegenüber gemeinsam getroffenen Beschlüssen. Soll etwas schnell gehen, ist es ja oft einfacher, die Sache selber zu machen, als nach Mitverantwortlichen zu suchen. Man muß zusehen, wie bisweilen tatsächlich manches qualitätsmäßig nicht den eigenen Vorstellungen entspricht — ein von der Jugend vorbereiteter Gottesdienst etwa, die Predigt eines Diakonats Helfers. Man spürt, daß es einem an Phantasie mangelt. Man muß sich öfter fragen, ob man nicht doch immer wieder Dinge tut, die andere besser oder genauso gut machen könnten. Es gibt mehr Kritik, die oft auch Anforderungen an die eigene

Geduld stellt. Es gibt da und dort unerleuchteten Eifer, den es zu ertragen und verständnisvoll einzubauen gilt. Die eigenen Entscheidungen und Meinungen sind besser zu begründen. Mit einer weniger munteren Gemeinde gäbe es weniger Schwierigkeiten bei der Diözese: manches riecht gleich nach Aufruhr oder zumindest nach schlechter Pastoral. Es besteht auch die Gefahr, daß sich die Gemeinde etwas aus dem Kontext der Nachbargemeinden löst, wenn diese einen anderen Stil bevorzugen. Vor allem Jugendliche erliegen der Versuchung, mit irgendwelchen Praktiken andernorts anzugeben, ohne die negativen Seiten der eigenen Gemeinde mit zu nennen. Doch ist unsere Gemeinde noch nicht so „engagiert“, daß all dies uns schon das Leben verbittern würde. Es gibt ja auch immer die anderen, die Geländer und Weisung brauchen. Und niemand hat das Recht, dies ihnen vorzuenthalten. In unserem Staat ist die Kirche auch so etwas wie ein Ort der Freiheit. Und wir müssen eifersüchtig wachen, dieses Kapital auch nicht um noch so gut gemeinter Initiativen willen zu verschleudern.

4. Eine theologisch stimmige Praxis

Wenn wir auch nicht in der Lage sind, unsere Praxis theologisch exakt zu begründen, scheint sie uns doch theologisch stimmig zu sein, wenn es zutrifft, daß Gottes Heilswerk allen anvertraut ist. Kardinal Döpfner hat zum Ende der Würzburger Synode die geistlichen Konsequenzen solch synodalen Arbeitsstils aufgezeigt als „Aufeinanderzugehen“, als „Miteinanderreden und gemeinsam Sprechen“ und „den Geist Jesu Christi bezeugen und daraus handeln“. Und abgesehen vom Theologisch-Geistlichen scheint solcher Stil mehr dem Selbstverständnis des heutigen Menschen auch bei uns zu entsprechen. Die mittun, erfahren jedenfalls neu die Freude an der Gemeinde. Und ich kann feststellen, daß die Resignation unserer an der Sache Jesu interessierten „mittleren Intelligenz“, die insgesamt zunimmt, hier keinen Ort hat. Ihre Kritik findet offene Ohren. Auch Hochschulabsolventen können sich hier

leicht einordnen, wenn sie nur erfahren, daß Kirche etwas anderes ist als ein Ort geistig-geistlicher Versorgung.

Es gibt aber noch einen weiteren Aspekt: Wir können so vorsorgen, daß uns gegebenenfalls die schmerzlichen Erfahrungen mancher unserer Nachbarkirchen erspart bleiben. Was durch das Fehlen einer Theologie des Laien, einer Theologie der Gemeinde und der daraus resultierenden Praxis dort dazu half, die Situation noch leidvoller zu machen, das habe ich in vielen persönlichen Begegnungen erfahren. Wohl nicht zufällig hat — wie mir bekannt wurde — Kardinal Wojtyla bei seinem Deutschlandbesuch diesen Aspekt gerade der bundesdeutschen Kirche anerkennend hervorgehoben. Eine Sorge haben wir allerdings: es fehlt der Raum des offenen Gesprächs in unserer Diözese. Hilfen vom Seelsorgeamt der Diözese Berlin erhalten wir kaum. Zu schnell sind wir hingegen Verdächtigungen ausgesetzt. Hilfen erfahren wir nur durch einen Gesprächskreis von Pfarrern, die sich über die Diözese hinaus zusammengefunden haben.

5. Beispiele

Initiativen gibt es sozusagen von unten und von oben. Ein Beispiel für erstere: die Akolythen teilten mit, sie wollten *nicht mehr in liturgischer Kleidung* ministrieren. Das kam vor den Pfarrgemeinderat, der akzeptierte, wenn auch unter bestimmten Auflagen. Der Kompromiß wurde angenommen und der Gemeinde erklärt. Eines von oben: die Pfarrkonferenz wollte das *Erntedankfest* in der bisher üblichen Form abschaffen. Der Pfarrgemeinderat war nicht einverstanden. Also wird wieder in loyaler Weise für das Fest geworben, die Sache aber später nochmals vor den Rat gebracht.

Schieflaufen können solche Dinge auch: bei der *Kirchenrenovation* legten wir den Gottesdienstbesuchern vier denkbare Altarmodelle vor. Ich war heilfroh, daß der Bischof den Vorschlag der Gemeinde akzeptierte, der übrigens nicht der meine war. An die möglichen Komplikationen zwischen Bischof und Gemeinde hätte ich

vorher denken sollen. Und wir haben auch schon Rückschläge erlitten: So wurde uns mitgeteilt, der Bischof verbiete ein vom Gemeinderat zunächst gebilligtes *Ministrieren von Mädchen*. Der Beschluß des Gemeinderates lautete daraufhin: „Künftig wird entsprechend dem Wunsch des Bischofs verfahren. Darüber hinaus wird ein Brief an das Seelsorgeamt gesandt mit der Bitte um nähere Begründung der aufgeworfenen Kritik. An die Bischofskonferenz wird ein Antrag gestellt mit der Bitte um Bestätigung des Lektorendienstes auch für Frauen.“ Es kam dann doch zunächst zu einem Brief an den Bischof, der auch selbst ausführlich antwortete, die Mehrheit aber nicht überzeugen konnte.

Insgesamt aber wirken die Anregungen des Rates für das Gemeindeleben durchaus zum Guten. Ich denke an sein *Drängen auf geistliche Besinnungstage*; denke daran, daß er mit seinem Rasonieren über mangelnde *Hausbesuche* uns derart zugesetzt hat, daß wir nun schon das dritte Jahr einen Monat lang Besuche bei Gemeindegliedern durchführen, die keiner von uns kennt, eine Aktion, die vom Gebet der Gemeinde begleitet wird.

Viele Initiativen gehen auch von Gruppen in der Gemeinde aus. So waren es Teilnehmer eines Seminars über Eucharistie, die den Anstoß zu *Kindergottesdiensten für Vorschulpflichtige* gaben. In zwei Gruppen bereiten seither jüngere Eltern diese Gottesdienste vor. Ein *Kolb-Kreis* entstand ohne Anregung von uns aus der Gruppe unserer Helfer beim Bau des Gemeindehauses, ein *Kreis berufstätiger Frauen* aus einer Pfarrversammlung. Ein einzelner hat sich für die *Unterstützung eines Leprosariums* in Tansania eingesetzt und die Gemeinde dafür sensibilisiert; die Gruppe, die sich dazu zusammenschloß, arbeitet völlig selbständig und teilt nur ihre Wünsche für Predigt, Gemeindeabend und Aufrufe mit. Dies ist für uns wichtig, weil wir fast keine Öffnung zur Welt der nichtsozialistischen Länder haben.

In all diesen Dingen sind wir mit Reglementierungen von uns aus sehr vorsichtig. Wir müssen halt in Kauf nehmen, daß

manches noch ausfällt. Ist die Zeit reif, wird sich schon ein Charisma finden. Denn was nur angeordnet, aber nicht von einer Gruppe getragen wird, hat meist keine lange Lebensdauer. Selbstverständlich haben wir manche Desiderate, für die wir noch kein Echo finden: Wohngebietsgemeinden, nachgeholtes Taufkatechumenat; Besuchsdienste im Neubau; die Einführung des Ostiariates, von dem ich mir viel in unserer atheistischen Umwelt versprechen würde; vor allem das leidige Problem der Katechese durch Erwachsene an Kinder und Jugendliche: das klappt eigentlich nur bei der Erteilung des Erstkommunionunterrichts, zu dem die Eltern ihre Kinder anmelden und sich dann in monatlichen Runden das Rüstzeug holen.

6. Ausblick

Wir lassen uns jedenfalls die Hoffnung nicht nehmen, daß bei steigendem Selbstwertgefühl der einzelnen und der jeweiligen Gruppen (uns ist hier die Gegenwart und Zukunft der Gemeinde anvertraut) die Gemeinde die ihr gemäßen Wege finden wird, Glaube und Liebe zu bezeugen. Nur gelegentlich müssen wir uns selbst in dieser Hoffnung stärken. Auf diesem Wege aber haben wir jetzt schon die tröstliche Erfahrung, daß ihre Gesprächsbereitschaft und -fähigkeit, auch ihre Möglichkeit, ihren eigenen Glauben zu artikulieren, zunimmt. Um aber auch etwas Pessimistisches zu sagen: der Glaube der Kleinstgemeinden auf den Dörfern wird bei alledem kaum zu retten sein. Wer von dort in Zukunft nicht Verbindung zur Stadtgemeinde bekommt, kann dem soziologischen Druck kaum widerstehen.

Gemeinde im Sozialismus

Jede Gemeinde hat ihre Spezifika, für unsere sind es drei: Polen, Ökumene, Sozialismus. Nur in Korrespondenz und Auseinandersetzung ist bei uns Evangelium zu bezeugen.

Polen

Polen stellt ein bis 1972 staatlicherseits künstlich und vielleicht sogar klugerwei-

se niedergehaltenes, seitdem deswegen nicht weniger leidiges Problem dar. Meinen ersten Brief hatte ich 1967 dem polnischen Nachbarpfarrer geschrieben, und von Anfang an hatten wir sozusagen von Spitze zu Spitze ein wirklich brüderliches Verhältnis, läuteten wir bei ihrem Bischofsbesuch die Glocken, schickten ihnen am Silvesterabend posauengeblasene Turmgrüße mit guten Wünschen. Mit der Öffnung der Grenzen aber wurde es ein Problem der Basis. In der ehemaligen Frankfurter Vorstadt, jetzt der polnische Ort Slubice, wurden aus der Ukraine vertriebene Ostpolen angesiedelt und damit etwa 800 km ethnische Gefälle von heute auf morgen übersprungen. Das führte zu Mißverständnissen und Vorurteilen auf deutscher wie polnischer Seite. Neben den diese Wirklichkeit eher verdeckenden offiziellen Freundschaftsbekennnissen waren es vor einem Jahrzehnt zuerst nur die katholischen Gemeinden (und auf evangelischer Seite die Aktion Sühnezeichen), die diesem Problem offen begegneten — und das durchaus nicht mit dem Beifall der staatlichen Behörden.

Seither aber gibt es regelmäßige gemeinsame Gottesdienste, Fronleichnamsprozessionen bei unseren polnischen Nachbarn oder Begegnungen der Jugend. Doch immer noch gibt es Hindernisse: die unterschiedliche Zahl der Gläubigen hier und dort, Mentalität, Sprache, Unkenntnis der je anderen Vergangenheit, auch Desinteresse und Widerstand in unserer Gemeinde, Unverständnis für ökumenische Fragen auf polnischer Seite. Erst das Patronat Maximilian Kolbes, unter das wir unser Gemeindehaus stellten, baute hier Vorurteile auf beiden Seiten ab. Polen, die bislang die DDR möglichst schnell auf dem Weg in die Bundesrepublik übersprangen, bleiben nun schon einmal bei uns, sehen, daß es auch hier Katholiken und Willen zur Versöhnung gibt. Letzteres ist für uns ja ungleich schwerer als für die Westdeutschen, die nicht unmittelbar an Polen grenzen und keine täglichen Probleme miteinander haben (jährlich fahren fast 3 Millionen DDR-Bürger nach Polen, aber weniger als 300.000 Bundesbürger).

Ökumene

Die Ökumene fand da schon breiteres Verständnis in der Gemeinde. Seit Anfang der siebziger Jahre haben wir einen Ökumenischen Arbeitskreis mit Vertretern der evangelischen Kirche, Baptisten, Methodisten, Quäkern und Adventisten, die sich alle sechs Wochen treffen. Etwas erstaunt war die bischöfliche Behörde, als sie erfuhr, daß bei uns gemeinsamer Gottesdienst am Pfingstmontag (in der DDR Feiertag) schon seit acht Jahren guter Brauch ist. Gottlob haben wir aber nicht nur Großveranstaltungen (im Rahmen unserer kleinen Zahl), sondern viele kleine, zum Alltag gewordene Begegnungen und gegenseitige Hilfen.

Dazu gehört auch das Echo auf unseren Beitrag zum Frankfurter Stadtjubiläum 1978. Etwa 1200 Gläubige nahmen am Dank- und Bittgottesdienst teil. In unseren Räumen hatten wir eine Dokumentation (Ausstellungen wären bei den Behörden anmelde- und kontrollpflichtig) über das vergangene und gegenwärtige religiöse Leben unserer Stadt. Bei unseren geringen Publikationsmöglichkeiten waren 1000 Besucher in einer Woche eine schöne Zahl. Das ökumenische Klima vor Ort ist gut. Manche Aktivitäten könnten wir gar nicht mehr zurücknehmen, ohne größeren Schaden anzurichten.

Sozialismus

Mit dem Problemkreis Sozialismus hätte mein Bericht beginnen müssen. Dieser gesellschaftliche Kontext ist ja der grundlegende Unterschied unserer Situation zu der jeder Pfarrei im Westen. Aber die Komplexität dieser Gegebenheit, die einengt und neue Freiheiten schafft, ist so enorm, daß eine auch nur einigermaßen adäquate Darstellung den Rahmen eines solchen Berichtes sprengen müßte. Von unserer Geschichte her sind wir eine auf den Klerus ausgerichtete Kirche, waren und sind zum Teil immer noch eine auf den Westen hin orientierte. Wie lange haben wir doch gebraucht, um zu begreifen, daß Ulbrichts Mauer auch ein Geschenk für uns ist! Von unserer Erfahrung her wissen wir (man denke nur an die Gegebenheiten in anderen sozialistischen Ländern)

um die Notwendigkeit der Einheit, die wiederum jeden an sich möglichen Spielraum beschränkt. Leben aber muß die Gemeinde in dieser Gesellschaft; wen wundert es da, daß sie zwischen Anpassung und Abkapselung hinundhergeworfen wird? Die Gefahr des Doppellebens ist für die einzelnen groß, die Möglichkeit offener Rede gering, manches wird von der Gemeinde gar nicht mehr zur Sprache gebracht. Daß wir der Gemeinde über negative Grenzziehungen hinaus bisher sehr geholfen hätten, ihre Situation zu bestehen, kann ich nicht sehen. Wir Priester leben zudem auf einer Insel in der sozialistischen Gesellschaft, sind nicht denselben täglichen Belastungen der Arbeitswelt ausgesetzt wie die Laien. Doch unser Ort ist hier; das erstnötige Datum der Verkündigung in diesem Zusammenhang scheint mir dies zu sein. Hier haben wir unsere Aufgabe, hier können und müssen wir Werte und Haltungen bezeugen, bewahren und zu leben versuchen, und zwar für dieses unser Volk, nicht nur um unserer Seligkeit willen.

Die Erfahrung zeigt: Wir sind kein monolithischer Block. Wir haben verschiedene Ansichten und Praktiken zur Mitarbeit in Parteien, Jugendweihe, zum Dienst in der Volksarmee, zur Mitgliedschaft in Betriebskampfgruppen. In der Gemeinde dafür Verständnis zu wecken ist schwer, und doch müssen wir damit leben. Das braucht Grundsatzfestigkeit eines jeden, ohne Diskriminierung Andersdenkender; braucht ein Klima innerer Freiheit, das wir noch nicht haben; braucht vor allem das Wissen um eine tieferliegende, durch nichts zu erschütternde Einheit.

Für so etwas wie eine Kirche der Martyrer ist sicher nicht der entsprechende Anlaß, hätten wir auch nicht die nötige Bereitschaft. Bei der Überfütterung mit Politik im Alltag haben die meisten von uns eine große Abneigung, auch noch außerhalb der Pflicht sich mit diesen Dingen zu beschäftigen. Unter diesen Umständen wird es wenig Möglichkeiten geben, daß Gemeindeguppen sich hier irgendwie engagieren; zumindest haben wir sie noch nicht gefunden. Ein Beispiel erlebte ich neulich: Ein junger Mann ergriff nach einer

Predigt über die Aufgabe der Friedenserziehung die Initiative; wir haben nun eine kleine Gruppe, die sich im Auftrag des Gemeinderates mit diesen Problemen und den zu ziehenden Folgerungen beschäftigt.

Aufs Ganze gesehen entfällt für unsere Gemeinde somit wohl das Wort „missionarisch“; wenn es auch immer wieder Jugendliche gibt, die hinzukommen; wenn es Anerkennung gibt über diakonische Aktivitäten; wenn es in der Stadt erhebliches Staunen gab und gibt über die Lebenskraft der Gemeinde, die sich beim Bau ihres Gemeindehauses allen sichtbar wirklich überzeugend demonstrierte.

Wir haben also sicher Grund, bescheiden zu sein, keineswegs aber Grund zum Verzagen. Denn die Möglichkeiten gemeindlichen Lebens, die uns innerhalb der sozialistischen Gesellschaft im Augenblick gegeben sind, haben wir noch bei weitem nicht ausgeschöpft.

Bücher

Eine diakonische Kirche

Diakonie der Gemeinde. Caritas in einer erneuerten Pastoral. Österreichische Pastoraltagung vom 28.—30. Dezember 1977, im Auftrag des Österreichischen Pastoralinstituts herausgegeben von *Josef Wiener* und *Helmut Erharter*, Verlag Herder, Wien 1978, 152 Seiten.

Schon die Tatsache, daß sich bei einer großen öffentlichen Pastoraltagung weder ausschließlich noch vorwiegend Vertreter der professionellen oder organisierten Caritas unter sich, sondern Theologen und Pfarrer mit der Diakonie der Gemeinde und dem Verhältnis von Caritas und Pastoral befassen, gibt dieser Tagung und dem Bericht über die Tagung im deutschsprachigen Raum eine gewisse Besonderheit. Vielleicht ist der Berichtband gerade daher besonders geeignet, in den theologischen und pastoralen Raum hinein Impulse für die